

Im Gespräch mit Dr. rer. medic. Gianfranco Zuaboni

«Recovery basiert auf Hoffnung, Zuversicht und Selbstermächtigung»

Recovery gilt als Leitbild zeitgemässer psychiatrischer Dienstleistungen. Im Interview erläutert Dr. rer. medic. Gianfranco Zuaboni, Leiter Pflegeentwicklung und Recovery-Beauftragter am Sanatorium Kilchberg, wie Recovery-basierte Angebote praktisch umgesetzt werden können und weshalb Menschen mit einer psychischen Erkrankung wie auch Pflegefachpersonen gleichermassen von diesem Ansatz profitieren.

Interview | PD Dr. Simone Bürgler



● **BrainMag:** Dr. Zuaboni, Sie sind Recovery-Beauftragter am Sanatorium Kilchberg.

Welche Aufgaben beinhaltet diese Funktion?

Gianfranco Zuaboni: Hauptsächlich diene ich als Anlaufstelle für interne Fragen und Problemstellungen. Zudem moderiere ich praxisnahe Workshops auf den einzelnen Stationen und biete Weiterbildungen an. Gemeinsam mit den Peermitarbeitenden bearbeiten wir konkrete praktische Probleme.

Recovery gilt als Leitbild zeitgemässer psychiatrischer Dienstleistungen. Worauf basiert dieser Ansatz?

Recovery basiert auf Hoffnung, Zuversicht und Selbstermächtigung. Im Grunde geht es darum, Dienstleistungen anzubieten, die die Menschen unterstützen, den psychischen Herausforderungen zum Trotz ihre persönlichen Lebensziele zu verfolgen. Dabei werden sie darin unterstützt, Expert:in in eigener Sache zu werden und zu lernen, mit den Herausforderungen umzugehen. Um dies zu gewährleisten, ist es wichtig, den Menschen ganzheitlich zu unterstützen und ihn nicht alleinig auf seine Krankheits-symptome zu reduzieren. →

Dr. rer. medic. Gianfranco Zuaboni, Leiter Pflegeentwicklung und Recovery-Beauftragter am Sanatorium Kilchberg AG und Projektleiter Recovery College Bern

Vier Fragen zur Entwicklung der Psychiatriepflege

Dr. Zuaboni, Sie sind seit Ihrem 17. Altersjahr in der Psychiatrie tätig. Was fasziniert Sie an diesem Beruf?

Was mich bis heute sehr an diesem Berufsfeld interessiert, sind seine Vielfältigkeit sowie die Tatsache, dass wir mit Menschen zu tun haben, die eben auch sehr divers sind. Auch für die persönliche Entwicklung bietet die Arbeit mit Menschen in der Psychiatrie sehr viel. So habe ich bei der Begleitung von Menschen in akuten Krisen auch sehr viel über mich selber lernen können. Aus all diesen Gründen ist es für mich nach wie vor eine sehr schöne und erfüllende Aufgabe.

Was hat sich im Laufe Ihrer Karriere verändert?

Einerseits hat sich der Aufgabenbereich verändert, andererseits aber auch meine Arbeitsweise. Zu Beginn meiner pflegerischen Tätigkeit wurde mir die Wichtigkeit der «professionellen Distanz» vermittelt, die unter anderem mit «emotionaler Abstinenz» einherging. Mittlerweile versuche ich eine «professionelle Nähe» in meinem beruflichen Alltag zu wahren. Darin können auch meine reflektierten und bearbeiteten persönlichen Erfahrungen einfließen.

Wie schätzen Sie die Versorgungssituation der psychiatrischen Pflege in der Schweiz ein?

Im globalen Vergleich ist die Schweiz insgesamt sicher sehr gut aufgestellt. Allerdings findet die psychiatrische Pflege in der Schweiz im Gegensatz zu anderen Ländern hauptsächlich im stationären Bereich statt. Dies ist nicht mehr zeitgemäss und entspricht auch nicht den Bedürfnissen unserer Gesellschaft.

Im ambulanten Bereich gibt es also noch Lücken?

Genau. Das hat weitgehend mit den Finanzierungsmodellen zu tun, die stationäre Angebote attraktiver machen. Die psychiatrische Spitex deckt ein paar ambulante Dienstleistungen ab; bei der Finanzierung und der Realisierung innovativer aufsuchender Angebote, wie zum Beispiel *Home Treatment* und *Open Dialogue*, gibt es aber noch viel Handlungsbedarf.

Wie wird dieser Ansatz in der Praxis umgesetzt?

Es gibt viele kleine Bausteine, die zu einer Recovery-orientierten Arbeitsweise beitragen. Zusammenfassend sind dies Massnahmen, mit denen man gemeinsam die Probleme erkundet und mögliche Lösungen entwickelt. Diese Arbeitsweise lässt sich mit «tun mit ...» anstelle von «tun für ...» umschreiben. Und um dies in der praktischen Arbeit umzusetzen, gibt es verschiedene evidenzbasierte Ansätze, wie beispielsweise das *Shared Decision Making*. Als Ergänzung zu den therapeutischen Dienstleistungen werden in einzelnen Regionen der Schweiz spezifische Bildungsangebote realisiert. Ein Beispiel dafür ist das Recovery College Bern. Es bietet Interessierten die Möglichkeit, sich mit Themen der psychischen Gesundheit, selbstbestimmter Lebensführung oder auch Krisen auseinanderzusetzen und sich weiterzubilden. Die Dozierenden setzen sich dabei einerseits aus herkömmlichen Fachpersonen, andererseits aus Menschen mit eigenen Erfahrungen zu den jeweiligen Themen zusammen. Durch diese Koproduktion – das pädagogische Fundament der Recovery Colleges – werden die Fragestellungen aus unterschiedlichen Perspektiven behandelt. Die Teilnehmenden setzen sich aus Betroffenen, Fachpersonen und Angehörigen zusammen. Für Fachpersonen entsteht dadurch ein Raum, in dem sie ihre berufliche Verantwortung und die Position der Wissenden ablegen und Fragen formulieren können, die sie sonst nicht zu stellen wagen. Auf demselben Ansatz basiert der «Recovery praktisch!»-Kurs, eine Weiterbildung, die wir hier am Sanatorium Kilchberg seit über zehn Jahren anbieten. Recovery Colleges gibt es neben Bern auch in Genf, in St. Gallen und im Kanton Thurgau.

Welche weiteren Vorteile hat ein solches Setting gegenüber der konventionellen Psychotherapie?

Es ist eine gute Ergänzung zu den konventionellen Angeboten. Recovery Colleges sind sicherlich niederschwelliger und können deshalb auch von Personen genutzt werden, denen es schwerfällt, einen Arzt oder eine Psychologin aufzusuchen. Sie bieten Menschen, die sich mit dem Thema «psychische Gesundheit» beschäftigen wollen, eine Möglichkeit, sich auszutauschen und Wissen anzueignen – dies als «Studierende» und eben nicht als «Patient:innen».

Sie haben die Peers angesprochen. Wer sind sie beziehungsweise wer eignet sich für diese Rolle?

Peers sind Menschen, die über eigene Erschütterungs-, aber auch Genesungserfahrungen verfügen. Sie haben also schon gelernt, mit psychischen Herausforderungen umzugehen. Die Peers besuchen eine Weiterbildung, reflektieren ihre Erfahrungen und tauschen sich zu ähnlichen Erfahrungen mit anderen Personen aus. Ihr Wissen basiert also nicht nur auf ihren eigenen Erfahrungen, sondern auch auf denjenigen von anderen Betroffenen. Um als Peer hilfreiche Begleitungen anbieten zu können, ist es nicht primär notwendig, keine Krisen mehr zu haben. So kann ein Peer in einer Phase, in der er oder sie sich wiederholt mit Krisen auseinandersetzen muss und dabei verschiedene Behandlungsformen und Bewältigungsmechanismen ausprobiert, unter Umständen hilfreicher sein als jemand, der schon länger keine Krisen mehr hatte und dessen Erfahrungen weit zurückliegen.

Gibt es Personen, denen Sie von diesem Beruf abraten würden?

Wenn der eigene Schmerz noch so akut ist, dass er die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, dann ist das sicher nicht der Zeitpunkt, sich mit anderen

Menschen auseinanderzusetzen. Abgesehen davon gibt es aber ganz allgemein Menschen, denen ich davon abraten würde, im Gesundheitswesen zu arbeiten. Bei Personen mit psychischen Krankheitserfahrungen ist man vielleicht vorsichtiger und befürchtet, dass sie sich mit dem Engagement überfordern würden. Einen Menschen durch eine Krise zu begleiten, kann auch für Personen ohne psychische Probleme eine grosse Belastung darstellen. Egal, ob Peer oder andere Fachperson – zentral sind das Interesse am Menschen und die Freude am Gegenüber.

Wie werden diese Projekte finanziell getragen?

Die Finanzierung der Recovery Colleges ist problematisch, da sie keine therapeutische Angebote sind, die von Krankenkassen übernommen werden, sondern Bildungsangebote. Um den Zugang für alle Interessierten sicherzustellen, werden die Kursgebühren niedrig gehalten, was aber dazu führt, dass die Kurse nicht selbsttragend sind. Im Falle des Recovery Colleges Bern erfolgte eine Projektanschubfinanzierung durch das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen und die Stiftung der Universitären Psychiatrischen Dienste

Bern. Wir bemühen uns, Support von weiteren Stiftungen zu erhalten. Wir konnten in den letzten zwei Jahren aufzeigen, dass es das Recovery College Bern braucht und das Angebot bei den Teilnehmenden sehr gut aufgenommen wird. Deshalb sind wir zuversichtlich, das Angebot langfristig weiterführen zu können.

Könnten Ihrer Meinung nach auch andere Bereiche der Pflege von einem solchen Ansatz profitieren?

Bezüglich der Peerarbeit: absolut. Im Paraplegiker-Zentrum Nottwil kennt man dieses Konzept tatsächlich auch schon länger. Bei kurzfristigen Interventionen mit schnellen, unkomplizierten Heilungsverläufen ist dies vielleicht weniger gefragt, aber überall, wo Patient:innen mit einem längerfristigen Krankheitsmanagement konfrontiert sind, würde man enorm von Peers profitieren. ○

Weitere Informationen

www.sanatorium-kilchberg.ch
www.recoverycollegebern.ch